

Die Macht der weißen Farmer ist ungebrochen

Ulf G. Stuberger wollte in Namibia die Lebensbedingungen seiner Farmarbeiter verbessern, doch ein kolonialistisches System zeigte ihm die Grenzen auf

VON GERALD EIMER

Windhoek. Südwest – das ist auch heute noch eine weit verbreitete Bezeichnung für Namibia. Herübergerettet aus der deutschen Kolonialzeit, die mit dem Ersten Weltkrieg zu Ende ging und gerade mal 31 Jahre gedauert hat. Bis heute aber hat das junge afrikanische Land die Folgen nicht überwunden. „Die Nachfahren der deutschen Kolonisten bilden die kleinste Minderheit“, sagt Ulf G. Stuberger, „sie halten aber nach wie vor die größten Reichtümer.“ Schlimmer noch: Nach mehrjährigem Aufenthalt musste er feststellen, dass sich viele weiterhin wie die „Herrnmenschen“ aufführen und die schwarze Landbevölkerung schinden.

Aus Sicht der weißen Farmer hat Stuberger (59) das Zeug zum Nestbeschmutzer. Ende der 90er Jahre ist der Journalist und Autor nach Namibia ausgewandert, um dort ein neues Leben als Farmer aufzubauen. 2003 musste er aufgeben und nach Deutschland zurückkehren. Vieles deutet daraufhin, dass er sabotiert wurde – sabotiert von rassistischen weißen Farmern, denen Stuberger allzu humaner Umgang mit den schwarzen Farmarbeitern nicht passte.

Alltäglicher Rassismus

„Ich hatte nicht vor in Namibia ‚undercover‘ zu arbeiten, um ein Buch zu schreiben. Ich wollte dort einfach als Deutscher leben und arbeiten und dachte nicht im Traum daran, dass ich mit meinen Blutsbrüdern Probleme bekommen würde“, heißt es in seinem Buch „Ich war ein weißer Farmer in Afrika“, das seit wenigen Wochen auf dem Markt ist. Nachzulesen ist darin mehr über den alltäglich praktizierten Rassismus, der den zahlreichen europäischen Touristen bei ihren Besuchen auf namibischen Gästefarmen meist verborgen bleibt.

Namibia zählt seit Jahren zu den touristischen Top-Zielen in Afrika. Mehr als 80 000 Gäste kamen im vergangenen Jahr alleine aus Deutschland, die sich an der unberührten Natur, der Weite der Landschaft und der aufregenden Tierwelt berauschen. Mit den schwarzen Bewohnern des Landes haben sie hingegen selten Kontakt. Wahrgenommen werden sie meist nur als Bedienstete oder als exotische Fotomotive.

Dabei sind sie es, die den erschwinglichen luxuriösen Aufenthalt er nicht möglich machen – miserabel bezahlt, ausgebeutet, geknechtet und erniedrigt. So jedenfalls schildert Stuberger die immer noch weit verbreitete Praxis hinter den Kulissen altdieser Fachwerkfassaden und wilhelminisch anmutender Farmhäuser, wo selbst vor der Prügelstrafe nicht



Was den Besuchern des Traumlands Namibia meist verborgen bleibt: Große Teile der schwarzen Bevölkerung – wie diese Namafamilie – leben weiterhin in bitterer Armut. Auf dem Land werden sie vielfach von weißen Farmern ausgebeutet. Foto: imago/Nitzschke

zurückgeschreckt wird. Die Barackensiedlungen der Farmarbeiter bleiben den Besuchern in der Regel vorenthalten. In Deutschland würden die Unterkünfte gegen die Normen für die Schweinehaltung verstoßen, berichtet Stuberger. Auf einer mit Wellblech überdachten Grundfläche von sechs Quadratmetern zählt er acht Menschen. Fließend Wasser gibt es nicht. Die erbärmlichen Hungerlöhne werden häufig nur in Naturalien ausbezahlt.

Lebenslange Abhängigkeit

Ein ausgeklügeltes System der Lohnsklaverei schildert Stuberger, das es den „Angestellten“ kaum möglich macht, eine Farm zu verlassen und ihre Situation zu verbessern. Vor ihren Gästen stilisieren sich die Farmer hingegen als soziale Wohltäter, die das Land auf Vordermann bringen und den Menschen Arbeit geben.

Viele Farmer sind bis heute von der angeblichen „naturbedingten Andersartigkeit“ der Schwarzen überzeugt, die mit harter Hand geführt werden müssten. Solchen Leuten traut man natürlich auch nur ein Babydeutsch vermisch mit dem Burendialekt Afrikaans zu – auch eine Methode, Machtstrukturen zu festigen.

Was weiße Farmer von ihren Mitarbeitern halten, zeigt sich auch darin, dass die schwarzen Helfer bei staubigen Überlandfahrten allenfalls auf der offenen Wagenpritsche Platz nehmen dürfen, während der Farmershund im klimatisierten Führerhaus neben dem Fahrer sitzt.

Sind vor allem auch diese kleinen Alltagsszenen, die Stuberger sehr persönlich und korrekativ zu sensenwert machen – nicht zuletzt als Ergänzung und Korrektiv zu den oftmals oberflächlichen Darstellungen der gängigen Reiseführer. Die erinnern zwar durchaus

kritisch an die Kolonialzeit und die von Deutschen begangenen Verbrechen an der einheimischen Bevölkerung, tabuisieren aber die schwerwiegenden sozialen Verwerfungen, die dem Land bis heute Probleme bereiten.

Regeln verletzt

Auch Stuberger ist anfangs dem luxuriösen Lebensstil der weißen Farmer erlegen, bis er sich eines Besseren besann und das auf Gewalt und Repressalien basierende System zu durchbrechen versuchte. Mit seinem Projekt, seine Arbeiter menschenwürdige Unterkünfte zu errichten, faire Löhne zu zahlen, Wissen zu vermitteln und Verantwortung zu übernehmen, ist er gescheitert. Das Wasser auf seinen gepachteten Farmgeländen war plötzlich nicht mehr genießbar, den Grund hat er nicht herausfinden können.

Stuberger hat offenbar die Regeln einer verschworenen deutschstämmigen Gemeinschaft verletzt, die auch 18 Jahre nach der Unabhängigkeit Namibias nicht gewillt ist, etwas von ihrem Einfluss abzugeben. „Der Arm un-

serer Familie ist sehr lang. Er hört nicht an der Grenze auf“, soll ein Farmer den Autor gewarnt haben, der heute mit seiner namibischen Frau bei Karlsruhe lebt. Gut, dass er sich über diese Drohung hinweggesetzt hat und mit seinem

Buch einen anderen Blick auf das Traumland Namibia ermöglicht.

Ulf G. Stuberger: „Ich war ein weißer Farmer in Afrika“, 256 Seiten, ISBN 978-3-7766-2572-2, Herbig Verlag, 19,95 Euro.

Der lange Weg in die Unabhängigkeit

Namibia liegt etwa zehn Flugstunden von Deutschland entfernt im Südwesten des afrikanischen Kontinents. Es ist etwa doppelt so groß wie die Bundesrepublik, aber extrem dünn besiedelt.

Von 1883 bis 1914 war das Land eine deutsche Kolonie. Kaiserliche Schutztruppen sicherten den Besitz und schlugen Aufstände brutal nieder. Unter Führung von Kommandeur Lothar von Trotha kam es im August 1904 zum wohl schlimmsten Verbrechen der Zeit: Bei der Schlacht am Waterberg wurden rund 50 000 von etwa 65 000 Hereros ermordet und in den Tod getrieben. Erst 100 Jahre später rang sich die deutsche Bundesregierung eine Entschuldigung für den Völkermord ab, sie

lehnt aber bis heute eine finanzielle Wiedergutmachung ab.

Nach dem Ersten Weltkrieg stand das Land unter der Verwaltung von Südafrika, das die rassistische Apartheid-Politik einführte. Erst 1990 erlangte Namibia die Unabhängigkeit.

Der Vielvölkerstaat ist heute Heimat von etwa 1,9 Millionen Menschen, darunter San (Buschmänner), Damara, Herero und Nama, deren Sprache durch Schnalzlauten geprägt ist. Die größte Bevölkerungsgruppe sind die Ovambo. Eine Minderheit bilden die weißen Namibier, meist Nachfahren der Kolonisten. Etwa 25 000 der rund 100 000 weißen Einwohner sind deutscher Abstammung. (gei)



Unwirkliche Szenerie unter afrikanischer Sonne: Die Nachfahren deutscher Eindringlinge hatten in Namibia die Erinnerungen an die Heimat bis heute wach. Der Lebensstil der Weißen basiert jedoch nach wie vor vielfach auf der gewissenlosen Ausbeutung der schwarzen Bevölkerung. Foto: Gerald Eimer

KURZ GEFRAGT

„Die Bundesregierung tut zu wenig“



► ULF G. STUBERGER
Autor

Viele weiße Rassisten sind in Namibia immer noch einflussreich und machtvoll. Ist die Regierung zu nachsichtig?

Stuberger: Ganz persönlich sehe ich das so. Aus politischer Sicht finde ich das Verhalten der Regierung jedoch sehr klug, friedensfördernd und clever. Jedes andere Verhalten könnte zu Konflikten führen. Wir sehen das in Simbabwe. Die schwarze Regierung in Namibia nimmt sich vor allem in der Landfrage zurück, obwohl es ihr manchmal weh tut.

Engagiert sich die Bundesregierung ausreichend für Namibia? **Stuberger:** Nein, sie tut absolut zu wenig. Sie handelt damit ge-

gen ihre eigenen Interessen und auch gegen ihre Versprechen. Sie macht sich gemein mit den deutschstämmigen Farmern und deren Interessen. Dabei müsste jeder Regierung daran gelegen sein, vor Ort ein anderes Deutschlandbild zu vermitteln, eines, das keine Angst macht und positive Werte vermittelt.

Sie sagen, der Einfluss der namibischen Farmer reicht bis nach Berlin. Haben Sie konkrete Beispiele?

Stuberger: Dass sie direkten Einfluss auf die Politik nehmen, kann ich nicht belegen. Aber man kann es indirekt an den Aktivitäten der Politiker ablesen, die immer noch regelmäßig die deutschstämmigen Nachfahren der Kolonisten besuchen und sie wie seinerzeit Bundeskanzler Helmut Kohl als „liebe Landsleute“ ansehen. Bis heute habe ich auch nicht erfahren können, auf welcher Grundlage die deutsche Botschaft bei diesen Nachfahren

die doppelte Staatsbürgerschaft akzeptiert, selbst wenn sie nie in Deutschland gelebt haben, während schwarze Namibier, die seit Jahren in Deutschland leben und hier auch verheiratet sind, größte Probleme haben, die deutsche Staatsbürgerschaft zu erhalten.

Was empfehlen Sie Touristen, die Namibia besuchen wollen?

Stuberger: Namibia ist meiner Ansicht nach eines der schönsten Länder der Erde. Vor allem nördlich von Etosha kann man ein afrikanisches Land entdecken, so wie wir es uns wirklich vorstellen – ohne Sauerbraten und deutschstämmige Farmer. Besucher sollten sich nicht vom Politourismus der Farmer vereinnahmen lassen, sondern sich benehmen wie ein anständiger Deutscher – und der ist kein Rassist. Die Touristen sollten Hemmschwellen überwinden und den Kontakt zur schwarzen Bevölkerung suchen. (gei)